

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1917.



Weihnachts-Abend.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's. Durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markts G'braus.

Und wie der Menschenstrom mich freig'spült,
Erug mir ein hüß'r Stämmchen in das Ohr:
„Küßt li'ber Her!“ Ein mag'res Mädchen hielt
Belibetend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schreck em'vor, und beim Laternen'schein
Sah ich ein bleich's Kind rang'sicht,
W's Alters und G'schlechts es mochte sein,
Erkenn: ich im Vorüber'reiben nicht.

Nur von dem Treppenste'n, worauf es saß,
Noch immer hört' ich, mühsam wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ d'n Ruf ohn' Unterlaß.
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg z'handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu me'n'r Böse kam,
Verscholl das Stämmchen hinter mir im Wind.

Doch a's ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Nig't im D'g'n so,
A's s'ß m'in eigen Kind auf j'n'm Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Theodor Storm.

Stille Zeit.

Von F. Schröngamer-Heimda

Seit acht Tagen liegt der erste Schnee und geht auch nicht mehr weg. Es scheint, es wird ein richtiger Kriegswinter, denn es stürmt und schneit in einem Trumm. Kein Büschel Gras sieht mehr auf den Pointen und der Steinacker schaut auch schon weiß zum Fenster herein. Die Mutter aber schaut zum Fenster hinaus.

Neulich ist der Postbote dagewesen und da hat sie ihn gefragt: „Wozua liegt denn eigentl' dös Frankreich?“
Sagt der Postbote: „über 'n Stoanacker und 'n Darstoa hin muach 's lieg'n, dös Frankreich.“

Und seitdem schaut halt die Mutter alleweil über den Steinacker und den Darstein hin. Ist kein Wunder, wenn eins drei Buben im Feld hat, alle drei in Frankreich. Und der Mann von der Agnes, der Schwiegerjohn, hat auch fort müssen nach Straßburg. Der Leni den ihren haben sie bei der letzten Musterung noch frei gelassen, aber wie man hört, nehmen sie jetzt alle. So weit ist er ja gesund, der Leni der ihre, bloß einen steifen Finger hat er an der linken Hand. Wenn sie den auch noch waden, dann sind fünf Buben im Feld, die zum Haus gehören. Das ist keine Kleinigkeit für eine Mutter.

Draußen stürmt und wachelt es, aber in der Stube ist es schön warm. Der Kachelofen hält die Wärme gut und wenn sie nachlassen will, legt man einen Buchenstrunk nach. Denn am Holz hat man keine Not im Wald, das braucht man nicht zu sparen. Um den Kachelofen herum sitzen die Dirndeln mit ihren Spinnrädern, die Mutter strickt am Fenster Wintersocken für die Buben, und weil sie das Stricken schon auswendig kann, schaut sie halt wieder zum Fenster hinaus. Frankreich zu.

„Wie 's nur so schneib'n ko!“ wundert sich das Nachbar-dirndl, das auf der Kockenreise da ist.

„Gottlob, daß ma' mit der Arbat draußen scho' firtu is. Is eh' a Wunder, daß ma' all's so scho' hoambracht hat — und ohne Mannerleut!“

„Wahr is 's!“ sagt das Dirndl. „Hat ma' alleweil g'moent, was dös wer'n wird, wenn d' Mannerleut' all' furt san, und jetzt is d' Sach' do' hoamkemma. Recht scho' aa no.“

„Ja, all's geht in Gott's Nam! Unser Herrgott und die Liabe Frau machen all's wieder recht. Dös hab' i mir scho' oft denkt. Wer'n do' d' Buam aa wieder hoamkemma, mei' Liabe Frau! Tag und Nacht bet' i, daß kein nix passiert. Dös is mei' oanziger Trost jetzt, 's Beten. I moan' alleweil, beten wenn ma' net könn't, müßt' ma' eh' verzweifeln.“

Sagt d'e Agnes: „Die Kriag'n amal a schöne Himmel'sfahrt, die den Krieg auf 'm G'wissen hab'n!“

Sagt die Fanni: „Mei', wenn i nur g'rab' aa a Bua war!“

Sagt die Mutter: „Geh' du, sei froh, daß d' da sein kannst. Wer taat' uns denn adern, wenn wir di' net hätten?“

Jetzt läßt sich das Güterbäbl hören, das hinten in der „Hölle“ Holzschuhe nagelt: „Ja, für was bin denn i da? Ich hab' aa scho' g'adert, gelt, Fanni?“

„Ja.“ sagt die Fanni, „und sein kannst es. Bloß tragt di' der Pflug alleweil aus.“

Die anderen lachen; der Güterbub', den sie als Knecht eingest'lt haben, wirft mit einem Span nach der Fanni: „Geit, du, bi' set' stad!“ Der Vorwurf, daß er für den Pflug noch zu leicht und gering sei, kränkt seine Jungknachtchre „Paßt's nur auf, im auswärts, da mach' i 's alloa!“ so prahlt er.

„Muacht halt fest Knödel essen im Winter, daß d' d' Pflugschwar'n kriagst. Galt' di' nur net auf, mir suattern di' scho' aus!“ tröstet die Mutter. „Es is scho' so auf der Welt,“ fährt sie dann fort, „daß ma' net zur Muach' kimmt. Berst hat ma' 'e Kreuz mit 'm Kinderanziahg'n, nacha muach' ma' schau'n, daß i' in der Ordnung bleib'n und in nix eini'emma. Von der Arbat saget' ma' gar nix und von dem floan' Kreuz, das vons alle Tag' hat. Jetzt, wo d' Kander g'oß san, sag i zum Vatern — am Sonnwendtag is 's g'wen, — „Vater“, sag' i, „jetzt derse' ma' uns leichtere Tag' aufstoa, hab'n uns g'schund'n und 'plagt g'nua' sei Lebtag.“ Ja, all's waar' recht guat g'wen, jetzt muach' der Krieg no' daherkemma.“

Wieder ist's still in der Stube. Nur die Spinnräder schnurren und die alte Wanduhr tickt.

„Ja“, sagt die Mutter weiter, „und derf' ma' Gott no' danken, daß i' alle no' so glückt' durchkemma san bis jetzt. Vom G'schwendtnermüller san scho' zwoa g'fall'n, der Konrad und der Engelbert, und drei hat er no' draußen.“

„O mei“, sagt das Nachbarbirndl, „dös wenn eahna Muatter no' derlebt hätt'. Die hätt' der Kummer unters Grab' bracht. Is guat, daß s' scho' g'storb'n is.“

„Der Köbersepp und der Kollerbartlbuua z' Greaubach san scho' glei' am Anfang g'fall'n. Und vom Wirtsmagl z' Abtschlag woas ma' wo' nix, is er g'fall'n oder in der G'fangenschaft. Dös muas erst hart sei' für a Muatter!“

„Wia is 's denn eigentli' herganga mit dem Wirtsmagl?“ fragt ein Birndl.

„A Kamerad, der mit eahm Patrull' g'ritten is, hat's berg'schrieb'n. Da san s' in an' Dorf amal überfall'n wor'n; der Unteroffizier und der Magl san g'stürzt mit die Ross', bloß der oane is no' auskemma. Aber der woas aa nix G'wiß's, is er tot oder lebt er no'. Aber wenn er in der G'fangenschaft waar', moanet ma' do', es müas't amal ebbs herkemma. Und drum moan' i' alleweil ...“

„Ja, der Kriag!“ sagt ein anderes. „Jetzt san 's scho' fünf in der G'moa' und in der Pfarr' müassen zwanzig nimmer langen. Was wird dös no' all's wer'n!“

Jetzt kommt der Ringerl, der Haushund, unterm Ofenloch hervor und schnuppert von einem zum anderen.

„Gelt“, sagt die Mutter, „geht dir halt der Nischl ab und der Sepp und der Franz. Jetzt geht neamd mehr aufi mit dir.“

Wie der Hund die Namen der Buben hört, spitzt er die Ohren, winselt und wedelt und schlüpft wieder auf seine Liegestatt zurück.

„Sogar 's G'viechet muas den Kriag entgelten!“ sagt die Agnes.

„Wahr is 's!“ meint das Nachbarbirndl. „Denk' 's enk', unser Karl hat neul' gar hoamg'schrieb'n vom Feld, wie 's seine Taub'n geht. Und mir soll'n s' sei' ja net ver-gessen. Jetzt futter i' alle Tag.“

Inzwischen kommt der Vater in die Stube und schüttelt den Schnee von der Haube.

„So“, sagt er, „Dirndl, 's G'sott is g'schnitten, jetzt geht's nur glei' in 'n Stall zum Futttern. Der Scheckl röhr't a so scho' die ganz' Zeit.“

„Gelt“, sagt d' Mutter, „dös hätt'st dir aa net 'denk', daß d' auf deine alten Tag' no' G'sott schneiden müas't. Ja, ja, der Kriag!“

„Es wird wieder anders aa.“ sagt der Vater. „Und jetzt müas't ma' aushalten, da hilst nix. Und wenn i' no' jünger waar', mi' haltet nix dahoam, i' müas't aa aufi. A so waar' i' g'stell't.“

„Geh, du!“ greint die Mutter. „Dös ging' dir grad' no' ab. Sei froh, daß d' da bist!“

„Ch!“ sagt der Vater. „Is eh' g'scheiter. I moan', i' haltet's draußen net aus vor Zeitlang nach dir!“ scherzt er und lacht dazu.

„Jetzt bist d' aber stad!“

Aber der Mutter ist es mit dem Tadel nicht ernst. Sie ist es schon gewohnt, vom Vater geneckt zu werden. Und je älter er wird, desto schlimmer wird er. Und die Dirndeln helfen dann auch noch dazu. Aber sie weiß schon, wie es gemeint ist, und es könnte doch sein, daß es der Vater draußen nicht aushielte vor lauter Zeitlang und Heimweh nach der Mutter.

Es wird dunkel in der Stube, die Dirndeln entfachen d'e Stallaternen und gehen zum Füttern mit dem Vater und dem Knecht.

Die Mutter wirft noch einen Blick ins nachtdunkle Land, über den Steinacker und den Dagstein hin, wo Frank-reich liegen muß. Dann legt sie das Strickzeug weg und macht sich am Ofen zu schafen. Da rafft auch das Nachbarbirndl ihren Hoden zusammen und nestelt etwas aus der Schürze heraus.

„Da“, sagt sie zur Mutter, „hab' i' für den Nischl aa a Paar Söckl g'strickt. Schickt sie 's eahm und an' schön' Gruas' dazua!“

„Ja, was waar' denn nüt dös?“ wundert sich darüber die Mutter. „Schön' Dank! Dös wird 'n aber g'freu'n, an' Mischei! Die schid' ihm zum Christkindl.“

„Gute Nacht“ und „gute Nacht!“

Über dem Haidacker steht ein Stern. Die Mutter schaut zu ihm auf und das Birndl auch. Und beide denken das Gleiche: O, wär' es doch der Weihnachtsstern der Welt und kündete er allen den „Frieden der Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Verbej.

Die Glocke klinge hell zum fruhe Fest,
Wohl hell wie domols en de Jugenzeit,
Doch klinge su kalt un fremd mit dat Geläst;
Mei Herz bleibst schwer — wot eh, dat dich bepreßt?

Ich sehn e Bild, dat niemols mich verläst,
E lieblich Bild, ganz necht un doch su weit,
Mir en Erennung heilig allezeit;
Mei Herz bleibst schwer — wie dau voll Wehmout best!

Ich sehn, wie mir behaam zesomme wore:
Sechs Kenner un die Modder stihn em Kreis,
E Christdagsliedche schallt en zorter Weis',

Et flammt dat Baamche bont em Kärzekeijn,
Dat gettlich kend em Krippche lächelt sejn —
Verbej, verbej, et wor wir lange Johre.

B. Reuter.

Weihnachten einst im Hessendorf.

Wohl kein anderes Fest hat in ein paar Jahrzehnten eine solche Veränderung erfahren, als gerade das Weihnachtsfest. Zur Zeit unserer Väter und Großväter brannte in unserem Dorfe in nur wenig Häusern ein Christbaum. Wo er aber am heilig'n Abend in die Dunkelheit hinausstrahlte, war es ein einfaches, schlichtes Tannchen, auf einem kunstlosen Brett befestigt.

Glaszugeln, Perlen, Filzergold und all den bunten, schillernden Zierrat lammie man nicht. Kleine, rotbackige Apfel hingen daran. Die wurden vorerst mit einem wollenen Lappen tüchtig abgerieben, wodurch sie einen schönen Glanz bekamen. Nach den Feiertagen wurden diese Früchte von den Kleinen als besondere Lederbissen verzehrt. Wer so glücklich war, Nüsse zu haben, schmückte sein Bäumchen damit, nicht etwa vergoßet oder verübert, ein solcher Luxus war damals nicht erlaubt. So, wie sie unser Herrgott wachsen ließ, wurden sie als Weihnachtsstachel verwendet.

Von Baumkerzen wußte man gleichfalls nicht viel, diese Lichter waren zu teuer für geringe Leute. Dafür wurde eine halbe, leere Kuschale da und dort mit Pech auf die Nischen geklebt und mit Rüböl gefüllt; als Docht wurden ein paar zusammengedrehte Wollsäven benutzt.

Kinder aus der Nachbarschaft, die nicht ein solches Bäumchen ihr eigen nennen konnten, gingen dann an den Weihnachtsabenden in ein mit dem Weihnachtsbaum geschmücktes Haus, und der Widerschein von Freude und Glück auf ihren Gesichtern wird wohl ebenso groß gewesen sein wie in unseren Tagen, wo das Christkind so viel beschenkt und dennoch nicht allen Wünschen gerecht wird. Mit ein paar Apfe'n, Birnen oder Nüssen wurde man beschenkt und gab sich zufrieden. Höchstens gab es noch Garn zu einem Paar Strümpfen oder ein buntes Taschentuch.

Im Gegensatz zu heute waren das sehr geringe Gaben, aber man hat sie gern und freudig Herzens gegeben ohne den Grundsatz: Ich schenke, weil ich wiederum beschenkt werde. Mit Wenigem gab man sich zufrieden. Ja, es gab sogar böse Zeiten, in denen in unserem Dorfe nicht ein einziger Laib Brot zu haben war. Der Vater ging auf ein paar Stunden im Umkreis nach Brot. Sein Töchterlein stand unter der Haustür, als der Vater nach langem Warten endlich mit der ersehnten Gottesgabe die Dorfstraße heraufkam. „Brot, Brot, der Vater hat Brot!“ jubelte sie, tat einen Freudenprung und eilte ihm entgegen. Mehr Freude, mehr Jubel kann heute gewiß bei den Kindern nicht sein beim Anblick eines herrlichen für sie aufgebauten Weihnachtsstachel, besser und köstlicher wird ihnen alles seine Gebäd und Süßigkeiten nicht schmecken, als jenem Kinde das trockene Schwarzbrot.

Bei aller Armut war's doch eine goldene Zeit. Wie mag das schön und traut gewesen sein im Dorfe, als es noch abseits von der großen Verkehrsstraße lag, unberührt vom Hasten und Zagen und dem unerbitterten Kampf der Welt draußen, trauer und heimlich noch, wenn es Weihnacht'en eingeliet war im Schnee. Von den Ereignissen der Welt wußte man dann wenig, und wenn irgendeine Neuigkeit ins Dorfe kam, war sie schon eine Weile passiert. Zeit'ng'n gab es noch nicht viel, um so interessanter waren die mündlich'n Berichte und Erzählung'n.

Wenn dann in den Wochen vor dem Weihnachtsfest die Elder oder Großeller von dem Kommen des Christkinds zu den Entfern sprach, erfüllte Andacht und Glauben

ihre junge Seelen. Man stand ja fester im Glauben und in der Zueversicht, als in unserer raschlebigen Zeit. Das bezeugt schon der Umstand, daß am heiligen Abend und an den Feiertagen manch frommes Lied gesungen wurde und die Jugend in den Spinnstuben nie länger als zehn Uhr hieß. Zudem wußte man nichts von fröhlichen Veranstaltungen wie Tanz und Theaterpiel.

Eines aber ist aus der Vergangenheit mit in die Gegenwart herübergekommen:

Noch klingen am heiligen Abend und in der Christnacht ebenso die Glocken da und dort über die Dörfer und über die Flur, wie zur Zeit der Väter und Urbäter. Etwas unbefehrblich Großes, etwas unsagbar Erhebendes tönt aus dem Geläut, das die Gemeinde zur Kirche ruft, wo ihnen die Geburt Christi aufs neue verkündigt wird und man aus Kindermund den Engellobgesang hört: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Philipp Baider

Weihnachten im Kinderreim.

Wenn auch das Weihnachtsfest für alle Erwachsenen seinen hohen Reiz behält, so ist es doch im Grunde recht eigentlich das Fest der Kinder, und die meisten Weihnachtsfreunden und Weihnachtsbräuche nehmen auf das kindliche Gemüt Rücksicht. Das Kind zu Weihnachten ist so zu einer Art festen Begriff geworden, über den es eine reichhaltige und vielseitige Literatur gibt. Am meisten Interesse geführt in diesem Fall zweifelsohne der Frage, wie die Kinder selbst das Weihnachtsfest besingen, und hierüber geben die volkstümlichen Kinderreime der Weihnachtszeit die unmittelbarste Auskunft. Jedes Volk bringt auf seiner Kindheitsstufe durch seine ursprüngliche dichterische Begabung zuerst Reime hervor, während die Prosa eine spätere und mehr durch Wissen und Können gereifte Form der Dichtung darstellt. Wie die Volkslieder der Erwachsenen, so sind auch die Kinderlieder dem Volksgemüt entsprossen, und gerade die charakteristischsten Blüten dieser Dichtung haben meist unbekanntem Verfasser. Die Hauptelemente der Kinderreime auch über das Weihnachtsfest sind Einfachheit und ein wahrheitsgetreuer Sinn für die Natur, gehoben durch eine von den Sorgen des Lebens noch unberührte Frische. In den Weihnachtsreimen spielt natürlich die Aussicht auf Geschenke für das Kindergemüt eine wichtige Rolle. Dies tut sich schon in den Weihnachtsliedern kund, wie z. B. in dem in der letzten Woche vor dem Weihnachtsfest oft zehnjungen Reim:

„Gib du lieber, heil'ger Christ!
Komm' nur nicht, wenn's finster ist
Komm' im hellen Mondenschein,
Wier' mit Riß und Apfel rein.“

Besonders häufig sind die Weihnachtslieder, die sich in dem Begriff einer Bitte an das Christkind zusammenfassen lassen. So lautet ein Reim aus dem Jahre 1696:

„Christkindchen komm' in unser Haus,
Dein' deine große Tache aus,
Stell' dein' Schimmel unter Tisch,
Doch er Heu und Haler frist,
Heu und Haler frist er nicht,
Zuckerregel kriegt er nicht.“

Auch die Erzählungen vom guten Christkind, das die gehorsamen und fleißigen Kinder belohnt, und vom gestrengen Kuprecht mit der Rute, der die bösen Kinder in seinen mächtigen Sack steckt, um sie der wohlverdienten Strafe zuzuführen, hat sich dem Kindergemüt unverfälscht eingeträgt und im Kinderreim Ausdruck gefunden. So heißt es in einem Lied, das schon vor 100 Jahren zur Weihnachtszeit gesungen wurde:

„Das Jesulein bin ich genannt,
Den frommen Kinderlein bekant,
Die ihren Eltern gehorlich sein,
Sich waschen und auch lernen sein,
Die früh aufsteh'n und beten gern,
Den will ich Riß bescher'n,
Die aber solche Hoßbäck' sein,
Die schlagen ihre Schwästerlein,
Und schmeiß'n ihre Brädelrein:
Die hecht Kuprecht in'n Sack hinein!“

Die Entstehungsweise der Kinderlieder, die meist von der Beeinflussung Erwachsener frei ist, bedingt es, daß dabei die verschiedensten Volksdialekte zum Ausdruck gelangen. Es ist sogar nicht übertrieben, zu sagen, daß die Sprache der meisten Kinderreime eine mundartliche ist, was auch für die Weihnachtslieder gilt; daher sind Lieder gleichen Inhaltes dennoch sehr verschieden durch die in den einzelnen Landschaften gebräuchlichen Wortformen. Dies ist auch eine Gewähr für die Naturwüchsigkeit der Verse. Einen großen Raum unter den Weihnachtsliedern beanspruchen jene Reime, die während der zur Weihnachtszeit von den Kindern veranstalteten Umzüge gesungen werden. Ein solches, in Schwaben heimisches Weihnachtsumzugslied zeigt eine wirksame Mischung von volkstümlicher Sprache und altem Aberglauben:

„Heut' ist die heilige Nacht,
Wo Jesus Christ arboren ward
Es schenkt er' häre Wer',
I' w' nich' die Gled ins Haus 'neit.
Das Haus, das ist gefangen
Mit drei silbernen Stangen,
Es sitzt ein Engel hinter der Tür,
Der wirft Apfel und Birn' für,
Gibt mir an bald era bald verab,
Siebe Jungfrau Maria!“

So geben die Weihnachtskinderreime nicht nur ein Bild des Kindergemütes im allgemeinen, sondern sie bergen wertvolles Material sowohl für den Dialektforscher wie für alle Jene, die ihre Kenntnis der Volksbräuche zu bereichern suchen. Auch die deutsche Sagenwelt kommt in den Reimen zum Ausdruck, die vielfach Elemente enthalten, die noch in die heidnische Sagenwelt zurückführen. C. K.

Winterliches Tierleben im Rheingau.

Ein interessanter Lusträuber.

Von Pfarrer W. Schuster, Gonsenheim bei Mainz.

Das sommerliche Tierleben ist zwar reichhaltiger, sowohl drüben im Mainzer Becken wie im Rheingau, aber fast interessanter ist das winterliche. Der Winter bescheidet uns nordische Gäste mit absonderlichen Manieren. Freilich so interessant, wie ehemals zur Tertiärzeit, wo drüben auf den weißen Flugandfildern des Mainzer Beckens ein Meer wogte, kann das Tierleben jetzt kaum noch sein: wo in den Fluten der Hai mit jenen Dornhaken-Zähnen herumschwamm, die wir jetzt noch finden im Becken; wo die junge Flunder aus dem Sande wegshob genau so, wie ich es am Südrande der Rügner Vogelinsel Hiddensee erlebte, als ich 1916, von Stralsund kommend, eine Forschungsstour nach dem Seilen (Südspitze Hiddensees) machte und mich vom Funderstschiff bis auf 220 Meter an den Strand herantreiben ließ (näher konnte der Kahn nicht anfahren), worauf ich die letzte Strecke zu Fuß durchs Wasser machen mußte — eine Fußreise, die mir allerdings die Bekanntschaft so mancher in ihrer Kinderstube ausgestöberlen jungen Flunder vermittelte!

Wenn der südl. sonst seltene, gegenwärtig bei uns nur an den Nabejelsen als Sommerbrutvogel nistende Zippammer (*Emb. riza cia*, bei Kreuznach, Münster am Stein) noch dem Süden abgezogen ist, taucht der nordische Seibenschwanz bei uns auf. Kürzlich, als die kalten Februartage anbrachen und im skandinavischen Norden schon seit einiger Zeit angetrieben waren, erschien er im Rheingau (bei Gonsenheim, Rüdesheim). Der Tannenhäher (*Nucifraga caryocatactes*), ein dummbreiter Kerl mit weißen Tropfenflecken auf dem braunen Grunde, kommt auch nur als „Zubeljahre“ zu uns; Februar 1917 tauchte er in den Vorbergen des Taunus und im Rheingau auf; und zwar die dünnschneibelige Form aus Sibirien (*Macrorhynchus*), vergl.: Schuster, „Unsere einheimischen Vögel“, S. 8! Starke Schwäne, und zwar entweder Höder- oder Singeschwäne — die Identität konnte nicht festgestellt werden — ließen sich in den Rheinbüchen sehen bei Walluf und gegenüber bei Budenheim, auch bei Elfeld (Elville, kann diese Stadt ihren schönen deutschen Namen statt des französischen nicht jetzt annehmen in Zeiten nationaler Begeisterung, sinitamal Jabeze sich in Dindenburg umgetauft hat?). Der Schwan darf als der schwerste und auch, mit seinen 155 cm Körperlänge, als der größte deutsche Brutvogel angesehen werden, während ihm in der Höhe der Kranich den Rang streitig macht. Günstigerweise erging es den bei uns zu Gast weilenden Schwänen nicht so wie den Hebel- und Spreeschwänen bei Berlin, die in der Not der Zeit in die Pflanne wanderten und als ein vorzüglicher Braten gemundet haben sollen.

Ein einsamer stiller Lusträuber sucht unseren Rheingau zur Winterzeit auf. Er ist ein ebenso seltsamer wie festener und dabei stolzer Patron, freilich auch der ärgste Taubenfeind. Trotzdem kann man bedauern, daß er, der Wanderfalk (*Falco peregrinus*), jetzt fast ausgestorben ist in unserer Gegend, denn er hat eine prachtvolle Fluggestalt, entwickelt einen reißenden Flug und brillante Flugweise zur Winterzeit und trägt so viel zur ästhetischen Belebung der Luftregion bei. Aber der Winter sorgt immer wieder dafür, daß er doch bei uns erscheint; denn einheimische Ställe werden im Winter recht reichlich erlegt durch nordische Exemplare. Früher gab es eine Zeit, als noch mein Vater lebte, ein nassauischer Pfarrer aus dem Amte Herborn, wo der Wanderfalk sogar in der „Steinwüste“ der Stadt Wiesbaden horstete (denn er ist ein Felsenwüster) und zwar auf den Türmen der Stadtkirche. So ist der seltene Falke sogar in Berlin zu Hause. Heute nistet auf den Wiesbadener Kirchentürmen (Stadt-, katholische Kirche) der Turmfalk, der ebenso schöne wie nützliche Raubvogel, von dem ich in meinem Buche „Unsere einheimischen Vögel“ sage, daß er der einzige größere

Raubvogel ist, der sich den menschlichen Kulturfortschritten richtig angepaßt hat und sich darum allein in die Zeit unserer Enkel und Urenkel hinüberretten wird. Er ist schon jetzt der häufigste Lusträuber und kommt uns am gewöhnlichsten zu Gesicht. Das ist dem Turmfalken dadurch ermöglicht, daß er nicht nur Ruinenvogel ist, sondern auch Stadt-Turmbogel, dabei nützlich — mit einem Wort also: „Kulturvogel“. Neuerdings überwintert er auch bei uns in Wiesbaden und im Mainzer Becken.

Der lustgewaltigste aber ist, wie oben gesagt, der Wandersfalk. Ein prächtiger Nutsche! Wehe dem Vogel, der auf freiem Aste oder dem Giebel des Daches sich vom Wandersfalken überraschen läßt! Der tiefstreichende Räuber nötigt ihn plötzlich von hinten, aufzuliegen, um ihn im nächsten Augenblick zu stoßen. Einmal sah ich eine Taube von der verwirrenden Angst vor ihm zum blinden Sturz ins Rheinwasser bei Diebrich getrieben; der Falke trug sie ohne Anstrengung trotz des ernüchternden Bades davon. Auf die Enten hat er's abgesehen. Hinter den Weidenbäumen am Rheinufer auftauchend, schlägt er die fliegende Ente, als sie eben den Wasserpiegel erreicht. Beide rauschen in das Wasser, der Falke mit ausgebreiteten Schwingen und geschicktem „Steuer“ (Schwanz), die Ente quackend, mit den Flügeln schlagend und nach der Tiefe strebend. So wälzt sich der Kampf eine kleine Weile im Wasser hin, bis sich das Übergewicht der im Vorteil befindlichen Ente geltend macht und der durchnässte und abgeschreckte Falke den in den unteren Rückenteil der Ente eingeschlagenen Gang zurückzieht, die Trophäe in Gestalt eines Federbündels über die Oberfläche während des Aufschwungs hinstreudend.

Eine andere Mordgeschichte noch trug sich unlängst in den Gauen am Rhein zu, die einem an eren, weit häufigeren Lusträuber zur Last fiel: dem bekannten Finkenhabicht oder Sperber (*Accipiter nisus*). Es war in jenen kalten Februaragen dieses Jahres, der scharfe Nordost trieb periodisch leichtes Schneegewölke vor sich her. Auf dem Aste einer dinstämmigen Erle saß ein jüngerer Eichhorn. Eichhörnchen gibt es im Rheingau und Taunus genug, und selbst bis in die Anlagen Wiesbadens kommen sie und suchen die Biersträucher heim, deren Mannigfaltigkeit mein unlängst verstorbener Oheim Gymnasiallehrer Güll-Wiesbaden in einem eigenen Büchlein beschrieben hat; in der Neuaufgabe (IV.) von Brehms Tierleben habe ich — im Vergleich von Taunus und Vogelsberg — den Satz aufnehmen lassen, daß Eichhörnchen und Wildtauben in einem korrelativen Verhältnis zueinander stehen, also je mehr Eichhörnchen, um so weniger Wildtauben und umgekehrt; denn das Eichhörnchen bekämpft die Wildtauben. Um nun auf unsere Geschichte zurückzukommen: mit einem plötzlich zur Seite gerichteten scharfsten Sprung erfaßte das Eichhorn einen anderen Ast und verbergte sich eiligst hinter demselben. Wie ein Pfeil sauste dicht an ihm her ein Sperber. Unmittelbar darauf erschien das Eichhörnchen wieder diesseits des Astes und guckte mit zur Seite gehaltenem Köpfchen hinüber, wo der Sperber im Fluge sich jäh umwandte und einen zweiten Stoß nach ihm ausführte. Durch eine flinke Seitenbewegung wich es aus und wartete dann wieder in äußerster Spannung einen neuen Angriff des Feindes ab. Die Gefahr hatte seine Kraft und Gewandtheit zu einer bewundernswürdigen Höhe gesteigert. Alle Muskeln und Sehnen waren gespannt — das sah ich an den Stellungen, Sprüngen und Wendungen, das hörte man an dem lauten Klappern, unter welchem es seine scharfen Fingernägel in die Rinde der Äste und des Stammes einschlug. Sein rechtzeitiges Ausweichen wurde stets durch den Umstand begünstigt, daß der Sperber nach ausgeführtem Stoß immer erst eine kleine Strecke dahinfliegen, ich möchte sagen, sich ausstoßen mußte, ehe er zu einem neuen Andrang sich umwenden und rüsten konnte.

Das Eichhörnchen behielt ihn fest im Auge und bot ihm nur den vorgebeugten Kopf als Ziel des Stoßes dar, diesen aber brauchte es nur dicht vor dem anfärmenden Räuber zurückzuziehen, um dessen Plan zu vereiteln. Jetzt aber erhob sich der Sperber, schwebte einige Male um den Baum herum, scharf nach dem tiefer sitzenden Eichhörnchen blickend und immer enger kreisförmig ziehend. Das ängstlich nach eben sitzende Eichhörnchen aber folgte jeder Bewegung und richtete seine Stellung darnach ein, bald nur das Hinterteil mit der Fahne zur Seite schlendernd, bald mit kleinem Rud sich nach irgendeiner gebotenen Richtung vorwärts schiebend, bald durch den Sprung eine gedeckte Stellung suchend. Die Angriffe des Sperbers wurden immer unsicherer, langsamer und unbeholfener, je mehr sie aus

der Nähe unternommen wurden. Zuweilen klammerte sich der schlafende Sperber an der Rinde des Stammes an oder er setzte sich spähend auf einen Ast nieder, ja er stürzte fliegend von Ast zu Ast um das Eichhörnchen herum und veronlastete dasselbe nun, immer tiefer am Stamm in Windungen hinabzuklettern und sogar bis zu den Baumwurzeln zu flüchten.

Da kam ein Augenblick der höchsten Gefahr für das Eichhörnchen; der Sperber überraschte es durch eine Wendung und wollte es eben mit seinen Fängen schlagen, aber ein glücklicher, in der Verzweiflung doppelt kräftig ausgeführter Satz nach oben entzog ihm das fast schon berührte Opfer. Im nächsten Augenblick sah ich den kühnen Springer schon wieder am oberen Ende des Stammes unter dem Schutz der bedeckenden Äste. Hiermit hatte die spannende, meine volle Teilnahme fesselnde Jagd ihr Ende erreicht. Der Sperber flog durch das Wäldchen dahin und verschwand hinter einer Gruppe junger Fichten.

Im Bauernstübchen.

Um kleine Scheiben Efeuerganz,
Ein Strickzeug auf breter Fensterbank,
Dabei ein Topf aus glänzendem Ton,
Draus drängt hervor geschwäpiger Mohn.

In niedrer Wand ein Madonnenbild
Mit Augen so fromm, mit Augen so mild:
In rotem Glas das ewige Licht
Belebt das hehre Frauengesicht.

Im Stübchen alles so traumhaft still. —
Ob niemand mehr heut' hier be'en w'ill?
Ob keine Hand mehr das Strickzeug nimmt?
Die Sonne sinkt, und das Licht verglimmt.

Desene Brehm.

Inhalts-Verzeichnis.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten des Landboten. Erzählungen und Gedichte sind nicht berücksichtigt.)

- Wohlfahrtspflege.** Der gegenwärtige Stand der Kriegerfiedlung 2. Ein Musterbeispiel ländlicher Wohlfahrtspflege 3. Obst- und Gartenbau 3. Förderung der Schafzucht 8. Pflanzte Kriegsobstbäume 15. Raps- und Flachsbau auf dem Westerwald 15. Straßenbäume und Kriegszeit 20. Von den Schulsparrassen 28. Ein neuer Erwerbszweig für die Holzschneider in der Rhön 28. Die Kreiswanderschule Justerburg 36.
- Heimatschutz und -Pfleger.** Vom Charakter des Hauses 3. Naturschutz 4. Der Krieg und die Vögel 6. Die Baumriesen in den Wäldern links vom Unterraum und im Groß-Gerauer Park 10. Silbergraue Rheinfreibern 22. Der Naturschutzpark im Winter 23. Mütterliche Erde 27. Eberne Urkunden 31. Naturstudien im Mainzer Becken 35. Über den Nutzen und Schaden unserer Raubvögel 39. Gedeket unserer Gloden 44. Alte Bauernhäuser im heftigen Hinterland (Kreis Niedertopf) 46. Naturschutz und Raubvogel 48. Winterliches Tierleben im Rheingau 51.
- Bildung und Erziehung.** Volksbildung 3. Ländliche Fortbildungsschule 4. Zur Bildung der Landmädchen 44.
- Brauch und Sitten.** Schnitz und Stücke 7. Eine originelle Nagelprobe 8. „Scheire Kaffi“ 8. Das Spinnrad 12. Allerlei Volkstümliches 12. Vom Hafermehl 15. Die Bettbank oder Bankliste 32. Weihnachten einst im Hessendorf 50. Weihnachten im Kinderreim 51.
- Aberglaube.** Aberglaube in früherer Zeit 7.
- Verschiedenes.** Joseph Kehrein 4. Die Blume im Liebe des Mittelalters 7. Jedem das Seine! 8. Die Ehrung der gefallenen und heimgekehrten Krieger 10. Eiervel und Eierhannes 12. Balduin Mollhausen 14. Krieg und Volkstracht 16. Pfarrer als Eierhändler 16. Ordensauszeichnung einer Westerwälder Dorfgemeinde 16. John Brintman 19. Aus dem Sprachschatz der Hessen-Gomburger 19. Franz Gastell 24. Gloden im Dillkreis 25. Unsere Kirchengloden und Orgelpfeifen im Krieg 27. Jung Stilling 30. Kluge Verbheiten aus Bauernmund 32. Nagelschmiede im Sayntal 34. Uhrenstimmen 40. Nassauische Originale (De Hannebopp un sein Kommerob) 42. August Lieber 43. Deutliches Dorfleben im alten Recht 45. Adolf Glasers Roman Schlitzwang 48.